

Jan Boris Wintzenburg

Pressefreiheit und andere Probleme Journalisten in Ghana

Ghana vom 16. 9. bis 17. 12. 1997,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person	332
Pressefreiheit und andere Probleme	332
Acht Journalisten in Ghana	
- Der Chefredakteur	333
- Der Korrespondent	336
- Der Lokaljournalist	339
- Der Youngster	342
- Der Funktionär	344
- Der Flüchtling	346
- Die Journalistin	347
- Der Freelancer	349



Jan Boris Wintzenburg wurde 1970 in Essen geboren. Während Abitur und Zivildienst sammelte er seine ersten journalistischen Erfahrungen in der Lokalredaktion der NRZ. Nach einer sechsmonatigen Rucksacktour um die Welt ging er an die Kölner Schule - Institut für Publizistik und begann 1992 mit dem Studium der Volkswirtschaftslehre sozialwissenschaftlicher Richtung an der Universität zu Köln. In den Semesterferien absolvierte er sechs Praktika, unter anderem bei der Westfalenpost, dem Kölner Stadt-Anzeiger, dem WDR und GEO und gründete mit Kommilitonen die Campus-Welle-Köln, um ein

Hochschulradio für Köln zu machen. 1997 verließ er als Volkswirt die Uni und reiste nach einem CD-ROM-Projekt für den WDR mit der Heinz-Kühn-Stiftung nach Ghana. Seit seiner Rückkehr arbeitet er im WORT-LAUT Medienbüro in Köln als freier Wirtschaftsjournalist, unter anderem für den WDR, das Wirtschaftsmagazin Capital, den Stern-Ableger Konr@d und GEO.

Pressefreiheit und andere Probleme

„Rawlings visits fatherland“ - Der Präsident besucht sein Vaterland. So lautete vor kurzem die Schlagzeile einer Zeitung, bevor der ghanaische Präsidenten Jerry John Rawlings zu einem Gipfeltreffen reiste. Was ist schon dabei, könnte man sich fragen, wenn eine führende Wochenzeitung eines westafrikanischen Landes ihren Lesern auf der Titelseite mitteilt, der Präsident besuche sein Vaterland? Was hat das mit Pressefreiheit zu tun? Sehr viel: Der Commonwealth-Gipfel im Herbst 1997 tagte nämlich in Schottland und das Wort Vaterland ist purer Rassismus: Der Vater des Präsidenten war Schotte und diese Tatsache wird Jerry John Rawlings, dem international als Vorzeige-Afrikaner gefeierten Präsidenten, im Inland von der Opposition ständig vorgehalten. Untertönig schwingt dann immer auch „Bastard“ mit. Diesen Namen gab ihm eine andere Zeitung im Präsidentenwahlkampf, weil man über den Vater wenig mehr als die Nationalität weiß. Daß Rawlings in Südostghana bei seiner Mutter vom Stamm der Ewe aufwuchs spielt ebensowenig eine Rolle, wie die Tatsache, daß der Besuch in seinem angeblichen Vaterland der erste des Fünfzigjährigen war.

Aber noch etwas ist ungewöhnlich an der Schlagzeile, denn ganz abgesehen vom Rassismus hat es kaum ein afrikanischer Präsident gerne, wenn seine Reisepläne bekannt werden. Zu leicht kann da die Macht entgleiten. Besonders furchtsam sind meist die, die selbst einmal durch Putsch an die Macht gekommen sind. Und auf keinem anderen Kontinent sind in diesem

Jahrhundert mehr Regierungen gewaltsam abgelöst worden, als in Afrika. Ghana führt mit sechs erfolgreichen Putschversuchen seit seiner Unabhängigkeit im Jahr 1957 die Länderwertung an. Zwei davon gehen auf das Konto von Rawlings. Grund genug für den zweimal demokratisch bestätigten Präsidenten, der sich mit kurzen Unterbrechungen seit gut 19 Jahren an der Macht hält, vorsichtig zu sein. Gerade wenn der Chef im Ausland ist, kommen junge Offiziere schon mal auf die Idee, die Geschicke des Landes mit seinen rund 20 Millionen Einwohnern selbst in die Hand zu nehmen.

Auf den scharfen Artikel des Independent kam aus dem „Castle“, dem Amtssitz des Präsidenten, keine Reaktion. Das ist typisch für den Umgang mit den Medien. Man läßt vieles über sich ergehen. Nur selten wird auf die beißende Kritik der oppositionellen Zeitungen reagiert. Diese Verfahrensweise hat sich als äußerst effektiv erwiesen: In der ghanaischen Medienlandschaft spielen die Printmedien eine immer geringere Rolle. Radio und Fernsehen sind in der Konsumentengunst auf dem Vormarsch, doch die informativen Programme sind rar. **Derrick** und das **A-Team** beherrschen den Bildschirm. Die staatlichen Zeitungen beschränken sich meist auf Verbrechen, Unfälle und Familiendramen und drucken im politischen Teil brav die Regierungsmitteilungen ab. Private Zeitungen geben dagegen allzuoft unter reißerischen Überschriften die Meinung ihres Herausgebers wieder. Selbst recherchierte Geschichten, die neue Fakten in die Diskussion bringen, liest man nur selten. Für viele Zeitungen scheint die neue Freiheit eher eine Belastung zu sein. Der äußere Druck, Belege für die geschriebenen Behauptungen zu finden, ist durch die Gleichgültigkeit der ghanaischen Regierung scheinbar aufgehoben. Und da die Recherchemittel begrenzt sind, wird gedruckt was man irgendwo gehört hat oder sowieso schon immer schreiben wollte.

Die Folge: Keiner glaubt mehr, was er liest. Das Vertrauen gerade in die Printmedien ist - oft genug berechtigt - auf einem Tiefpunkt. Der Journalistenverband Ghana Journalist Association (GJA) versucht mit Unterstützung von Entwicklungshilfeorganisationen, allen voran der Friedrich-Ebert-Stiftung, den Berufsethos der ghanaischen Journalisten zu stärken und damit Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen. Auch der Umgang mit Meinungsfreiheit will nach Jahren der Zensur wieder gelernt sein. Die folgenden Geschichten stellen acht sehr unterschiedliche Journalisten vor. Sie stehen für die ghanaische Medienlandschaft, die sich in einem Umbruch befindet. Ganz nebenbei haben sie noch mit den gewöhnlichen Problemen und Sorgen des afrikanischen Alltags zu kämpfen.

Acht Journalisten in Ghana

Der Chefredakteur

Elvis Aryeh ist gerade 50 Jahre alt geworden und arbeitet schon sein halbes Leben beim Daily Graphic in Accra, der größten Tageszeitung Ghanas. Seit

1992 ist er ihr Chefredakteur. Entspannt räkelt er sich in seinem Ledersessel, den er extra vom Schreibtisch zur Sitzgruppe seines etwas zu vollgestellten Büros geschoben hat. Freundlich aber ehrfurchtgebietend sieht er aus den Tiefen der ausgeleierten Polstersitze heraus aus. Diese Ehrfurcht zeigte sich auch schon bei der vorangegangenen Redaktionskonferenz. Kaum jemand wagte etwas zu sagen, wenn er nicht gefragt wurde. Die Hierarchien in Ghana werden strikt eingehalten. Sie dominieren den Alltag von Familien genauso, wie das Berufsleben oder die Politik. Auf einer der untersten Stufen stehen dabei stets die Hausangestellten, Fahrer und Dienstboten. Sie werden besonders von neureichen Ghanaern gerne schickaniert, doch Klagen wird man von ihnen deswegen kaum hören. Sie akzeptieren ihren Status.

Der Daily Graphic hat eine Auflage von etwa 120 000 Exemplaren und ist damit die führende Tageszeitung des Ghanas. Sie existierte schon zu Zeiten der Englischen Kolonialmacht als Ableger der **Mirror-Group** in London. Mit der Unabhängigkeit 1957 wurde die damals private Zeitung verstaatlicht und unter Kwame Nkrumah **afrikanisiert**. Bis 1992 wurden die Führungspositionen in Chefredaktion und Management direkt von der Regierung besetzt. Erst mit der neuen Verfassung von 1992 hat das Blatt formell die Unabhängigkeit, gehört aber faktisch immer noch dem Staat, der weiterhin das Sagen hat. Aryeh ist trotz der vermeintlichen Unabhängigkeit seines Blattes alles andere als ein Oppositioneller: „Ich bin ein **Nkrumahist** aus vollem Herzen“, sagt er und haut sich auf die geschwellte Brust. Auf Kwame Nkrumah, den ersten Präsidenten des unabhängigen Ghana und Kämpfer für ein vereinigtes Afrika berufen sich heute Anhänger fast aller politischen Richtungen. Kaum ein Politiker genießt in jüngster Zeit ähnliche Bewunderung und es scheint völlig vergessen zu sein, daß eben dieser Nkrumah 1966 von der Macht weggeputscht wurde und fortan im Exil leben mußte. Man warf ihm vor, mit seinen zweifelhaften industriellen Großprojekten das einstmals reiche Ghana innerhalb weniger Jahre in den wirtschaftlichen Ruin getrieben zu haben. Für Aryeh ist das noch aus **Nkrumahs** Tagen stammende Staatseigentum am Daily Graphic kein Problem: „Die Zeitung gehört dem Staat und natürlich haben wir daher auch eine positive Einstellung zur Regierung“, gesteht er. „Ich fühle mich jedoch frei darin, Mißstände zu kritisieren. Allerdings geschieht das konstruktiv. Und wenn ich eine Politik gut finde, dann unterstütze ich sie auch und kläre die Leute darüber auf.“ In den **70ern** hatte der Graphic schon mal die doppelte Auflage. Mit dem Vormarsch von Fernsehen und Radio und der allgemeinen Wirtschafts- und Ölkrise dieser Jahre ging es - auf Anweisung von ganz oben - aber wieder bergab: Die Regierung, die damals noch stramm sozialistisch war, wollte einfach weniger Ressourcen für teures Zeitungspapier verschleudern.

Heute ist das Blatt zumindest kommerziell erfolgreich, im Gegensatz zu vielen Privatzeitungen, wie Aryeh süffisant feststellt: „Die Geschäftsleute stehen Schlange, um im Graphic zu inserieren. Auf das Erscheinen einer ganzseitigen Anzeige warten sie bis zu zwei Monate.“ Die Seite kostet

schwarz/weiß 1,5 Millionen und farbig fünf Millionen Cedi, also zwischen 1 200 und 4 000 Mark. Der Konkurrenz von Fernsehen oder Radio sieht Aryeh dementsprechend gelassen entgegen und vor den privaten Zeitungen hat er noch viel weniger Angst. „Die privaten Zeitungen gehören alle Geschäftsleuten und Politikern, die damit ihre eigenen Ziele verfolgen und selber an die Macht wollen“, erklärt er. „Sie sehen die Dinge nicht objektiv, sondern nur einseitig, und Finnen wollen keine politische Zeitung, um darin zu inserieren.“ Sein eigenes Blatt findet er dagegen objektiv: „Wir machen eine Mainstream-Zeitung und unsere Geschichten greifen nicht Personen, sondern Probleme auf“, meint er. An manchen Tagen besteht der Graphic bis zu 50 Prozent aus Werbung, während selbst große private Zeitungen oft nur mit ein paar kleinen Familienanzeigen aufwarten können.

Die ghanaische Medienlandschaft sieht Aryeh mitten in einem Entwicklungsprozeß. Die private Presse wurde seiner Meinung nach in den letzten Jahren besser und vielfältiger. „Ich glaube, daß wir am Anfang des demokratischen Wandels stehen, und ein neues Zeitalter der Pressefreiheit anbricht. Wenn es uns gelingt, uns nicht gegenseitig über unseren Ansichten zu zerfleischen, dann wird auch die ökonomische Situation Ghanas in fünf Jahren wesentlich besser sein“, prognostiziert er. Das wichtigste Ereignis in dieser Zeit ist zweifellos die im Jahr 2000 anstehende Präsidentenwahl. Dann nämlich muß der amtierende Präsident Jerry John Rawlings laut Verfassung abdanken. Viele Ghanaer fragen sich allerdings, ob er das auch tut. Rawlings-Fan Aryeh ist sich da ganz sicher: Rawlings werde nicht wieder antreten, und auch seine Frau werde er nicht ins Rennen schicken! Doch habe die NDC Rawlings immer als starken Mann im Hintergrund und seiner Meinung nach damit auch eine reelle Chance, wieder zu gewinnen - egal mit welchem Kandidaten.

Weltpolitisch sind die An- und Einsichten des Chefredakteurs Aryeh dagegen konfus. Von der ghanaischen Innenpolitik schwenkt er ansatzlos über zu seinem offenkundigen Lieblingsthema, einer White-Supremacy-Verschwörungs-Theorie. Das CIA hält dabei seiner Meinung nach alle Fäden in der Hand und manipuliert die europäischen Regierungen nach Herzenslust, um die Entwicklungsländer, allen voran natürlich die afrikanischen, in Abhängigkeit und Unterentwicklung zu halten: EU-Agrarsubventionen, Streiks in Deutschland und Studentenunruhen in Frankreich. Alles ist CIA-Werk. „Manchmal wehren sich die Deutschen noch dagegen, aber meistens verliert dann doch die dritte Welt dabei“, beklagt er sich über das miese Afrikabild in den entwickelten Ländern. Bei der Lösung dieses Problems argumentiert er ökonomisch: Seiner Meinung nach hängt alles an unfairen Preisen für die Güter, die Afrika liefern kann. Er fordert daher weniger direkte Hilfe als vielmehr (Entwicklungs-)Hilfe zur Selbsthilfe. Ein vertretbarer Ansatz, doch dann taucht der Verfolgungswahn wieder auf. Er erklärt, warum die Menschen in Ghana sich nicht gerne fotografieren lassen: „Wenn man uns arm macht und anschließend unsere Armut fotografieren will, um damit Geld zu verdienen, dann bringt man uns gleich zweimal um.“

Der Korrespondent

Wir sitzen in einer plumpen schwarzen Limousine und hoffen darauf, daß die heulende Klimaanlage die Temperatur im Inneren möglichst bald etwas erträglicher macht. Breda Atta Quayson steuert geduldig um die tiefsten der Schlaglöcher herum, die im **Straßenstaub** nur schwer zu erkennen sind. Seit elf Jahren gehört ihm das für den Geländeeinsatz in der Savannenslandschaft Nordghanas denkbar ungeeignete Vehikel, und mit Stolz poliert er es täglich im Morgengrauen auf Hochglanz. Breda träumt von einem Mercedes, doch der wäre kaum besser für die Straßenverhältnisse rund um die Stadt Tamale geeignet, in der er wohnt. Abgesehen davon gehören Journalisten in Ghana nicht zu den Spitzenverdienern, selbst wenn sie als Büroleiter des „Daily **Graphic**“ arbeiten. Zwar ist Tamale mit etwa 200 000 Einwohnern bei weitem die größte Stadt in Nordghana, doch bis in die Hauptstadt Accra sind es 850 beschwerliche Buskilometer oder - für den Preis eines durchschnittlichen Monatsgehältes - nur wenige Stunden mit dem Flugzeug. Zeit spielt da die geringere Rolle.

Breda biegt auf die Hauptstraße ein. Links steht das Betonskelett eines nie fertiggestellten staatlichen Bürogebäudes, das nach irgendeinem Putsch begonnen und nach einem anderen wieder aufgegeben worden ist. Rechts liegt eine gerade privatisierte Hotelanlage, die trotz guter Auslastung gegen den Verfall ankämpft. Und Breda hat zu all dem eine Geschichte parat. Endlich holen wir die schon vor Wochen versprochene Rundfahrt durch Tamale nach. Gerade jetzt, um die Mittagszeit, macht die Stadt einen verschlafenen Eindruck. Die Menschen am Rande der Sahelzone meiden die größte Hitze. „Da vorne ist die Polizeistation . . .“, sagt Breda gerade, als er abrupt bremst und den Wagen von der Straße lenkt, ohne auf die Schlaglöcher zu achten. Vor der Wache hat sich eine Menschenmenge gesammelt. Hunderte junger Männer - ihrer Kleidung nach Moslems - stehen wild gestikulierend davor. „Da ist was los. Vergiß die Rundfahrt, hier ist meine **Geschichte!**“, ruft er und lenkt das Auto auf den Hof der Polizeistation.

Hinter uns fällt das massive Stahltor ins Schloß. Im Innenhof laufen aufgeregte Polizisten hin und her. Einige haben **AK 47-Sturmgewehre** in der Hand und nesteln nervös an Patronentaschen und kugelsicheren Westen herum. Breda erfragt bei einem der Polizeioffiziere was los ist und berichtet: „Mehrere Anführer einer Moslemsekte sind zur Befragung in die Polizeistation bestellt worden. Nun denken ihre Anhänger, die seien verhaftet und wollen sie befreien.“ Hintergrund ist ein nächtlicher Überfall von Mitgliedern der Sekte auf die Versammlung einer anderen Moslemgruppe am vergangenen Freitag. Es gab einen Toten und mehrere Verletzte. Ein Auto und einige Motorräder gingen in Flammen auf. Auslöser waren unterschiedliche Moralvorstellungen: Die fundamentalistische Sekte nimmt Anstoß an den unverschleiert tanzenden Frauen der liberaleren Gruppierung. Der Islam werde dadurch beschmutzt, sagen sie beim Verhör. Die fortgesetzte Gotteslästerung müsse verhindert werden, begründen sie den eher weltlichen Einsatz des wohlorganisierten Schlägerkommandos. Die

Diskussion im Verhörzimmer ist erhitzt. Neben den religiösen Anführern, die sich stur in der Mitte des Raumes auf den Boden gesetzt haben, sind noch der örtliche Polizeichef, ein Sondergesandter des Präsidenten und zwei Armeekommandeure zur Stelle. Ihre Einheiten sind rund um Tamale stationiert und damit der wichtigste Machtfaktor der Region. Die vier Regierungsoffiziellen sind sichtlich bemüht, die Situation zu beruhigen.

Ein kurzer Blick vor die Tür zeigt warum: Immer mehr Menschen laufen zusammen und drängen immer dichter an den Haupteingang der Polizeistation heran. Ein Einpeitscher steht schon auf den Stufen zur Tür und hält eine flammende Rede, die von **Allah-ist-Groß-Rufen** unterbrochen wird. Breda glaubt, der Redner werde die Masse schon beruhigen. Die ängstlich schwitzenden Gesichter der schwer bewaffneten Polizisten, die im Zweifelsfall die Menge in Schach halten sollen, lassen anderes vermuten. Mit jedem Ruf der Menge weichen die blau uniformierten jungen Männer ein kleines Stück weiter zurück in den Schutz des Gebäudes, mit jedem Ruf rückt die Menge etwas vor. Schon steht Breda selbst vor den Gewehrläufen der nervösen Polizisten und versucht etwas vom Stimmengewirr zu notieren. Er ignoriert die Fronten und läuft zwischen ihnen herum, als sei er unsichtbar.

Ein Polizeioffizier bedeutet mir derweil, ich solle ebenfalls unsichtbar werden: Er schickt mich in die hinterste Ecke der Station, außer Hör- und Sichtweite, aber auch aus der Schußlinie. Als einziger Weißer weit und breit bin ich einfach zu auffällig und könnte durch mein exotisches Äußeres die Lage eskalieren, erklärt er mir. Nach ungefähr 20 Minuten Wartezeit kommt Breda zu mir. Die Situation hat sich scheinbar beruhigt und wir verlassen mit dem Auto wieder das Polizeigelände. Vor der Station stehen allerdings immer noch große Gruppen der jungen Moslems herum. Plötzlich Aufruhr: Eine Horde von ihnen stürmt hinter einem flüchtenden Mann her, der offenbar im Vorbeigehen etwas Falsches gesagt hat. Wir laufen über Hinterhöfe ihnen nach. Der Gehetzte ist inzwischen in ein kleines Holzhaus geflüchtet, in dem eine junge Mutter gerade ihr Kind wickelt. Er hat die Tür verbarrikadiert. Durch ein vergittertes Fenster kann man die beiden beobachten: Das Kind schreit, die Mutter steht mit aufgerissenen Augen und offenem Mund da und dem jungen Mann tropft der Angstschweiß herunter. Die Meute will ihn offenkundig lynchen und ist dabei die Tür einzuschlagen. Breda ist direkt dran, obwohl er keine Kamera dabei hat und auch von viel weiter hinten alles mitbekommen würde.

Nach langen Minuten fahren die beiden Armeekommandeure vorbei, stoppen mit ihrem Landrover und werfen sich zwischen Mob und Mann. Den beiden gelingt es ganz ohne Eskorte oder Waffeneinsatz den **Menschenauflauf** aufzulösen. Im Gegensatz zur Polizei, die kaum jemand fürchtet, weil sie aus der Region stammt und mit ziemlicher Sicherheit nicht auf die eigenen Verwandten schießt, hat die Armee Autorität. Und die hat sie sich in zahlreichen Einsätzen blutig erkaufte. Nur eine Viertelstunde später haben schwer bewaffnete Soldaten die Polizeistation umstellt und räumen das Viertel, ein Schützenpanzer fährt auf und ein Aufklärungsflugzeug der

Luftwaffe kreist über Tamale. Die Soldaten sind bester Laune. „Die haben in den Kasernen nicht viel zu tun“, erklärt Breda, „und freuen sich, daß sie mal rauskommen. Die Männer kommen meist aus dem Süden und haben kein Problem damit, hier oben jemanden zu erschießen, wenn es ihnen befohlen wird.“ Und das scheint auch jeder zu wissen, denn innerhalb von Minuten ist kein Anhänger der Sekte mehr zu sehen.

Wir sind zurück im Büro. In zwanzig Minuten ist in Accra Redaktionskonferenz und Breda will mit seiner Geschichte wie so oft auf die Titelseite. Das Büro, das er leitet, besteht aus einem Zimmer im örtlichen Bankgebäude, einem Computer, einem Telefon, einem weiteren Redakteur, einer Sekretärin sowie ein paar freien Mitarbeitern. Seine Frau und seine Kinder leben noch in Accra, wohin Breda so oft es geht zurückkehrt. Früher war er mal der Nachrichtenchef des **Daily-Graphic** in Accra. Dann wurde er vertrieben: Nach der ersten demokratischen Wahl von Präsident **Jerry John Rawlings** im Jahr 1992 wurde er kurzerhand von seinem relativ einflußreichen Posten in der Hauptstadt in den fernen Nordwesten des Landes versetzt. Fast zwei Jahre lang war Quayson Büroleiter des **Graphic** in Wa, rund 16 Stunden Autofahrt entfernt. Schließlich schaffte er es, sich etwas näher an Accra heran versetzen zu lassen. Und warum das alles? Atta-Quayson hatte kurz vor der Präsidentenwahl 1992 einige **rawlings-kritische** Artikel verfaßt. Und das gefiel dem Präsidenten besonders in einer „seiner“ staatlichen Zeitungen nicht. Die Quittung in Form der Versetzung folgte prompt.

Probleme und Gefahren sind im Berufsalltag in Tamale allgegenwärtig: Während seine Kollegen in Accra langweilige Gerichtsverfahren besuchen, über die fast täglich wiederkehrenden Botschafterakkreditierungen und Ministerernennungen schreiben und dankbar jedes noch so kleine **Skandälchen**, Unglück oder Verbrechen aufgreifen, sitzt Breda Atta-Quayson mitten im größten Unruheherd Ghanas. Alle paar Tage erscheint einer seiner Berichte über die verfahrenere ethnische und religiöse Situation in Nordghana auf dem Titelblatt des **Daily Graphic**. Für einen Vollblutjournalisten wie ihn eine Herausforderung, für die er auch gerne ein gewisses Risiko in Kauf nimmt. Abgesehen von solchen vergleichsweise harmlosen religiösen Differenzen sind die meisten Konflikte in Nordghana ethnisch bedingt. Seit vielen Jahrzehnten geraten immer wieder Mitglieder des Stammes der Konkomba mit den Dagomba und den Nanumba aneinander. Meist geht es dabei um Landstreitigkeiten, die sich wie ein Buschfeuer zu regionalen Konflikten ausweiten können. Zuletzt kamen 1994 in einem Stammeskrieg zwischen Konkomba und Dagomba nach offiziellen Angaben 1 200 Menschen ums Leben. Breda Atta-Quayson vermutet, daß es zehnmal so viele gewesen sind: „Niemand konnte die Toten mehr zählen und es gab viele Massengräber“, berichtet er. „Bis ins Zentrum von Tamale wurde gekämpft und einmal habe ich aus meinem Büro beobachtet, wie die Armee das Feuer auf eine Menschenmenge eröffnet hat, die einen Konkomba in der Bank lynchen wollte. Es blieben Dutzende Tote liegen und die Feuerwehr hat nachher mit Schläuchen das Blut von der Straße

gewaschen. Erst um zehn Uhr abends konnte ich das Gebäude verlassen." 600 Dörfer sollen damals zerstört worden sein, ihre Bewohner vertrieben oder getötet. Seine objektive Berichterstattung hat ihm, dem Zugereisten, in der Dagomba-Hochburg **Tamale** nicht nur Freunde eingebracht. Mehrfach bekam Breda Morddrohungen, doch vertreiben läßt er sich nicht: „Dann hätten die Drohungen ja ihr Ziel erreicht.“

Das alles hat Breda nichts von seinem Optimismus genommen. Unbeirrbar arbeitet er an seinem Comeback, das ihn im wahrsten Sinne des Wortes zurück zu seiner Familie in Accra führen soll. Auch seinen Traum, einmal Chefredakteur des *Graphic* zu werden, hat er noch nicht aufgegeben. Dafür nimmt er die härteren Lebens- und Arbeitsbedingungen in Tamale in Kauf. Die Stadt liegt in einer offenen Savannenlandschaft am Rand der Sahelzone und während des sogenannten „Harmattan“ von November bis Februar wehen heiße Wüstenwinde aus der Sahara große Mengen roten Staub herüber. Die Sicht ist dann auf wenige Kilometer beschränkt und alles ist von einer dicken Staubschicht überzogen. Die Luftfeuchtigkeit fällt auf wenige Prozent und Haut und Lippen trocknen innerhalb von Minuten aus. Wunden heilen schlecht und entzünden sich leicht. In dieser Jahreszeit ist das Wasser in Tamale, mit seinen gut 200 000 Einwohnern, notorisch knapp. Immer wieder kommt es zu Rationierungen. Nur in der Regenzeit gibt es Wasser im Überfluß: Dann bilden sich überall in der Savanne Seen und Tümpel und alle unbefestigten Straßen werden unpassierbar. Breda mag den Norden trotzdem. Mit ein bißchen schützender Vaseline auf der Haut wiegt die Schönheit der Landschaft die rauen klimatischen und politischen Bedingungen wieder auf, findet er.

Der Lokaljournalist

Es ist Dienstag morgen und **Sumaila** Saaka wartet auf seinen Chauffeur. Er ist Journalist bei der Ghana News Agency (GNA) in Bolgatanga, der staatlichen Nachrichtenagentur. Bolgatanga oder kurz **Bolga**, ist eine der entlegensten Kleinstädte Ghanas. Von hier aus ist man schneller in der Hauptstadt des Nachbarlandes Burkina Faso, als in Accra. Beide Wege führen stundenlang durch die offene Savanne. Und für seine Termine muß Sumaila meist genau dorthin, in irgendeinen kleinen Ort. Heute heißt sein Ziel Sandema, gut eine Autostunde von Bolga entfernt: Das Regionalparlament tagt und ich kann ihn dorthin begleiten. „Welches Auto benutzen wir?“, frage ich. „Die Regional Administration holt uns mit einem ihrer Wagen ab“, antwortet Sumaila wie selbstverständlich. Die Straße ist schlecht und ohne Jeep nur schwer zu bewältigen. Keines der klapprigen Taxis, die in Bolga durch die Schlaglöcher hoppeln, würde sich gerne auf den Weg dorthin machen. Ganz abgesehen davon wäre der Fahrpreis von umgerechnet rund 8 Mark für Sumaila und seine Kollegen auch unerschwinglich. Sie verdienen höchstens 150 Mark im Monat und eine Kasse,

aus der solche „Dienstreisen“ finanziert werden könnten, die gibt es bei der GNA nicht. Selbst für die Fahrt mit dem unregelmäßig verkehrenden Bus ist kein Geld da. Also bleibt nur die Mitfahrt mit einem Regierungsbeamten oder das Warten auf die - wie heute - seltene Chance, aus Gefälligkeit einen Wagen gestellt zu bekommen, wenn man außerhalb von Bolgatanga recherchieren will. Daß das nur geht, wenn das Thema der Recherche den Beamten oder Offiziellen genehm ist, versteht sich von selbst. Heute ist das der Fall, also warten wir geduldig auf die Gefälligkeit.

Die Ghana News Agency hat wie in vielen regionalen Hauptstädten auch, in Bolgatanga ihr eigenes Bürogebäude im Zentrum der Stadt. Der mächtige Betonkasten aus besseren Tagen, an dem nur noch Reste der ursprünglichen trabbiblauen Farbe hängen, beherbergt heute eine Vielzahl von Firmen und Regierungseinrichtungen. Über dem geschwungenen Vordach bröckelt der Name der Nachrichtenagentur langsam ab und wenn man tatsächlich zur GNA will, muß man in den obersten Stock steigen. Dort, am Ende des Ganges, liegen die vier verbliebenen Büros. In einem davon sitzen wir und warten. Zwei Holztische, ein paar wackelige Stühle und ein alter Ventilator, der auf seinen gemächlichen Runden lange, vom Staub schwarz gefärbte Spinnweben hinter sich herzieht. Aus dem Nachbarzimmer hört man den alten Siemens Fernschreiber, die einzige verlässliche Verbindung zur Außenwelt und zum zentralen Newsdesk der GNA in Accra, an den täglich die Geschichten übermittelt werden. Telefon und Fax gibt es zwar, doch funktionieren sie hier oben weit im Norden Ghanas nur in den seltensten Fällen. Lediglich in Wa, dem Verwaltungszentrum der benachbarten Upper West Region ist das anders. Obwohl noch entlegener als Bolgatanga gibt es dort ein digitales Telefonnetz mit zuverlässigen Selbstwählverbindungen in die ganze Welt. Das liegt allerdings weniger am Modernisierungswillen der Ghana Telecom, sondern daran, daß der Kommunikationsminister aus Wa stammt. Hier in Bolgatanga wird nach wie vor getickert.

Familienklüngel wie beim Telefonbau und Freundschaftsdienste gegen eine kleine Bezahlung, harmlos „Soli“ genannt, sind in Ghana weitverbreitet. Auf einer Rangliste der korruptesten Länder belegte das Land im vergangenen Jahr Rang sieben. Geldgeschenke sind bei den notorisch schlecht bezahlten Journalisten ein Problem, doch meist kein Thema: Geld wird stillschweigend angenommen und die Aufbesserung des Gehalts durch den „Soli-Zuschlag“ ist von vornherein eingeplant. Daß das weder Wahrheitsgehalt noch Qualität der Geschichten fördert ist für alle Beteiligten zweitrangig. Der Ghanaische Journalistenverband (GJA) versucht seit mehreren Jahren in Zusammenarbeit mit der Friedrich-Ebert-Stiftung den Berufsethos der Journalisten zu stärken und den umfassenden „Code of Ethics“ der GJA durchzusetzen. Besonders in den ländlichen Gebieten ist das nicht einfach, denn viele wollen das Problem gar nicht sehen und streiten jegliche Beeinflussung ab: „Wir nehmen zwar das Geld, aber wir schreiben was wir wollen!“, heißt es dann. Sumaila Saaka will diese Argumentation seiner Kollegen nicht gelten lassen, sieht aber auch, daß oft ein

starker Druck von Chiefs und regionalen Verwaltungschefs auf die Journalisten ausgeübt wird. Und da die Journalisten mit ihnen auch künftig noch zusammenarbeiten und -leben müssen, ist der Widerstand meist gering - trotz „Code of Ethics“.

Endlich kommt unser Jeep. Nach gut einer Stunde Fahrt erreichen wir Sandema, von wo aus der Builsa District verwaltet wird. Entlang der stau-bigen Hauptstraße stehen traditionelle Hütten aus Lehm neben niedrigen Holzhäusern in europäischem Stil. Kleine Läden bieten rund um den zentralen Platz allerlei Nützliches an, Kinder toben über den roten Sand und Ziegen und Hühner trotten gemächlich von einem Schatten zum nächsten. Ein großes Dorf. Doch dann kommen wir zum Sitz der Distriktversammlung: Ein großes, weißes Steingebäude mit überdachter Vorfahrt und gepflegten Blumenbeeten davor. Alle Räume sind klimatisiert und unser japanischer Geländewagen ist nur einer von vielen auf dem Parkplatz. Irgendwie paßt das Ganze nicht so recht zum eher armseligen Anblick von Sandema. Im Sitzungssaal sitzen gut 100 Delegierte und Journalisten und warten auf den Bericht einer zweiköpfigen Untersuchungskommission, die Unregelmäßigkeiten bei der Vergabe von öffentlichen Aufträgen durch den Vorsitzenden der District Assembly aufklären sollte. Ein heikles Thema, doch die Journalisten sitzen in der ersten Reihe. Allerdings nur die einheimischen. Mir, als einzigem Weißen, wird in aller ghanaischen Höflichkeit bedeutet, ich sei nicht erwünscht. Unter reichlich Getuschel und dem Grinsen einiger Delegierter muß ich gehen. Sumaila Saaka hatte mich zwar zuvor als Freund vorgestellt und meine Anwesenheit aufwendig erklärt, doch soweit geht das Vertrauen in die Presse dann doch nicht. Nachher erzählt er, daß die Gegend generell „schwierig“ ist: „Viele ehemalige Soldaten wohnen hier. Die sind sehr mißtrauisch.“ Unnötigerweise, wie sich später herausstellt, denn der Bericht der Kommission bringt erwartungsgemäß nicht viel Neues.

Doch solches Mißtrauen ist kein Einzelfall. Gerade in den ländlichen und abgelegenen Gebieten Ghanas ist das Mißtrauen in staatliche Institutionen und alles, was dafür gehalten wird, groß. Auch Medien und ausländische oder private Hilfsorganisationen gehören im Zweifelsfall dazu, und das hat schon so manche gutgemeinte Initiative ausgehebelt. „Die Menschen hier sind arm und wissen sehr wenig über die Regierung. Sie haben Angst vor ihr“, erklärt Sumaila und nennt ein Beispiel: „1992 gab es in einem Dorf ein **Wiederaufforstungsprojekt**. 200 Bäume wurden angepflanzt. Doch scheinbar hat niemand sich die Mühe gemacht, den Bewohnern richtig zu erklären, worum es geht, denn heute stehen noch ganze drei Bäume in dem Ort. Die Leute dachten, weil die Regierung sie gepflanzt habe, werde sie auch bald Anspruch auf das Land erheben, auf dem sie stehen. Sie hatten Angst, von ihrem Land verdrängt zu werden und haben sie deshalb einfach wieder umgehackt.“ Ähnliche Befürchtungen gibt es regelmäßig auch bei Projekten zur Familienplanung oder bei Impfprogrammen. Schlecht oder falsch informierte Dorfbewohner vermuten dann oft, sie sollen vergiftet werden. „Gutgemeinte Hilfe wird nicht verstanden, weil die Entwicklungs-

helfer die Menschen, für die die Projekte gedacht sind, nicht verstehen", bringt Saaka das Problem auf den Punkt. Und genau hier setzt eine Initiative an, die die Journalisten selbst ins Leben gerufen haben, das „Media Forum for Rural Development“. Sie versucht bei der Landbevölkerung ein Verständnis für die Arbeit der Medien aber auch der staatlichen Verwaltung und der vielen NGO's zu schaffen. Sumaila Saaka ist der Ansprechpartner des Projektes in Bolgatanga. Er beschreibt seine Arbeit dabei als Versuch, den Menschen nicht nur Informationen zu liefern, sondern auch mit ihnen zu reden, sie zu verstehen und sich selbst verständlich zu machen. Das bringt langfristig mehr, als bloßes Bäume pflanzen.

Der Youngster

Keelson ist mit 28 Jahren der jüngste Chefredakteur Ghanas. Seit Mitte 1997 leitet er offiziell die redaktionellen Geschicke des Independent, einer unabhängigen Wochenzeitung. Zuvor war er bereits zwei Jahre kommissarischer Chefredakteur und vertrat seinen umtriebigen Verleger Kabral Blay-Amihere. Richmond Keelson, der in seiner Kolumne den Spitznamen Keelie benutzt, hat 1991 sein Journalistikstudium beendet, seinen National Service (eine Art Zivildienst für Ghanaer mit höherer Bildung) absolviert und als Freelancer für mehrere Zeitungen gearbeitet, bevor er zum Independent kam. Dieser kostet momentan 500 Cedi - soviel wie alle Zeitungen in Ghana. Das sind umgerechnet vierzig Pfennige. Dafür bekommt der Leser meist 16 Seiten im DIN-A3-Format. Die Qualität der Fotos ist oft schlecht, weil als Vorlage sogar ausgeschnittene Bilder aus anderen Zeitungen herhalten müssen.

Doch in der Druckqualität sieht Keelson nicht das eigentliche Problem seiner Zeitung: „Die Leser sehen manchmal die Bedeutung von Nachrichten nicht. Als professioneller Journalist hält man vieles für wichtig für das Land, was den größten Teil der Leser nicht interessiert. Aber die staatlichen Zeitungen sind einseitig, also liegt es an den privaten Medien das auszugleichen.“ Für etwas, das Leser nicht interessiert, geben sie keine 500 Cedi aus. Die entsprechen immerhin rund 20 Prozent des staatlichen Mindestlohnes pro Tag. Und eine Zeitung, die nicht gelesen wird, bekommt auch keine Anzeigen. Die Journalisten müssen daher immer eine Gratwanderung zwischen den kommerziellen Interessen der Zeitung und ihren Ansprüchen machen. Das führt häufig zu Sensations- und Skandalgeschichten. „Aus kommerziellen Gründen verbiegen wir unsere Ethik“, klagt Keelson über die kurzfristige Denkweise seiner Kollegen. „Es werden noch einige Zeitungen Pleite gehen“, prophezeit er. „Nur die kritischen und guten werden überleben.“

Mit dieser Einstellung eckt man schon mal an. Im letzten Präsidentschaftswahlkampf im Dezember 1996 schmiedeten zwei Oppositionsparteien eine Allianz, um die Wiederwahl von Präsident Jerry John Rawlings und seiner Partei NDC zu verhindern. Diese „Great Alliance“ war aller-

dings eine reine Zweckgemeinschaft, die wenig programmatische Übereinstimmungen aufwies und sich in vielen der Stimmbezirke nicht einmal auf einen gemeinsamen Kandidaten einigen konnte. Der Independent, eigentlich der Opposition nahestehend, ging mit der Angelegenheit recht kritisch um: „Wir haben damals eine realistische Position eingenommen und den Menschen gesagt, daß diese Allianz nur eine Show ist. Wir mußten einfach sagen, daß die Parteien in ihren Ansichten nicht übereinstimmten, sondern ein Zweckbündnis geschlossen hatten“, erinnert sich Keelson. Soviel Offenheit gefiel selbst der Opposition nicht. Sie rief dazu auf, den Independent zu boykottieren. „In unserem Büro hatten wir telefonische Warnungen. Die Anrufer sprachen von einem Krieg gegen unsere Zeitung und sagten, sie könnten den Menschen nicht erlauben unsere Zeitung zu lesen“, berichtet er. Und tatsächlich wurden über Wochen Zeitungsverkäufer massiv behindert und bedroht, wenn sie den Independent verkaufen wollten. Das Blatt bekam finanzielle Probleme, von denen es sich noch immer nicht vollständig erholt hat. Doch Keelson würde wieder so handeln: „Geld ist okay, aber wir werden uns niemals kaufen lassen.“

Daneben gibt es auch noch den Druck über die Gerichte. Innerhalb von zwei Wochen sind drei Klagen vor Gericht gegen den Independent eingereicht worden: Ein Politiker, ein Minister und der Generalstaatsanwalt beschwerten sich jeweils über angebliche Verunglimpfungen. Auf den ersten Blick spricht diese Prozeßlust nicht gerade für die Freiheiten der ghanaischen Presse, doch sind es die ersten in der Geschichte des Independent, eine eher zufällige Ansammlung. Auch Richmond Keelson ist in einem der Prozesse direkt beklagt. Sein erster Auftritt vor Gericht steht ihm bevor, doch beunruhigt ist er darüber nicht. Monate, wenn nicht gar Jahre wird es dauern, bis es zu einem Urteil kommt. Nur in einem der drei Prozesse rechnet Keelson überhaupt mit einem Schuldspruch, und der dürfte dann auf Gegendarstellung und Schadenersatz lauten. Mehr nicht. „Heute sind wir auch gegenüber der Regierung unabhängig. Noch vor fünf Jahren war diese Art von Journalismus unmöglich“, erinnert er sich und ist zuversichtlich: „Es könnte noch besser sein, aber das kommt bestimmt.“

Verbesserungen erhofft sich Keelson besonders vom Ende der Amtszeit des Präsidenten J. J. Rawlings im Jahr 2000. Dabei glaubt er fest daran, daß der Präsident auch tatsächlich nicht zur Wiederwahl antritt oder sonstwie versucht, an der Macht zu bleiben. Immerhin hat Rawlings schon zweimal, 1979 und 1981, erfolgreich in Ghana geputscht. „Die Leute wollen einfach keine Putsch mehr. Zwischen 1966 und 1981 gab es bei uns fünf Putsch, die zahlreichen mißglückten Putschversuche mal nicht mitgezählt, aber die haben uns nie etwas gebracht. Die Menschen werden einfach keinen Putsch mehr dulden“, begründet Keelson seine Überzeugung. Noch heute stehen in allen größeren Städten des Landes die zahllosen Betonruinen unvollendeter Verwaltungsbauten, Krankenhäuser und Wohnblöcke. Projekte, die einst eilig von den Regierungen begonnen, aber nach dem nächsten Putsch von den neuen Machthabern nicht weitergeführt wurden, weil sie eigene Pläne hatten. Weithin sichtbare Zeichen der Stagnation dieser Jahre. Doch

noch lange Zeit wird niemand in der ghanaischen Politik an Jerry John Rawlings vorbeikommen, selbst wenn er offiziell kein Amt innehat. Mit gerade 50 Jahren fühlt sich der charismatische Präsident noch zu jung fürs Altenteil. Außerdem muß er fürchten, daß seine Nachfolger allzutief in der Vergangenheit wühlen und ihn für Dinge zur Rechenschaft ziehen, die in den ersten Jahren seiner Regierungszeit geschehen sind. Da griff der Revolutionär Rawlings manchmal brutal durch. Menschen wurden öffentlich hingerichtet oder verschwanden. Viele Ghanaer vermuten, daß Rawlings noch ein paar Leichen im Keller hat, die er so schnell nicht ausgegraben sehen möchte. Keelson erwartet, daß er sich für einen der potentiellen Kandidaten stark machen wird, um mitregieren zu können. Der Independent wird es berichten, dann aber vermutlich ohne seinen heutigen Chefredakteur. Der möchte nämlich bald ein Graduierten-Studium aufnehmen. In jüngster Zeit hat ihm sein Herausgeber zu oft hineinregiert und es gab Streit. Auch in dieser Beziehung möchte sich Keelson seine Unabhängigkeit erhalten.

Der Funktionär

Kabral Blay-Amihere ist 44 Jahre alt und blickt bereits auf eine eindrucksvolle Karriere zurück. Und die Zukunft soll noch besser werden. Das meint auch seine eigene Zeitung, der „Independent“: Sie hat ihn gerade zu den 100 wichtigsten Ghanaern für das nächste Jahrtausend gerechnet. Kabral, wie ihn fast jeder nennt, gründete den Independent im Jahr 1990 und machte ihn zu einer der größten Wochenzeitungen des Landes. Damals hatte sich das politische Klima bereits soweit entspannt, daß Privatleute oppositionelle Zeitungen gründen konnten und auch ein gegen die Regierung gerichteter Artikel den Autoren oder seinen Verleger nicht direkt ins Gefängnis führte. Kabral ist stolz darauf, daß er noch nie im Gefängnis saß. Er versteht Kollegen nicht, die ihre Knastaufenthalte wie Heldentaten zelebrieren. Kabral wollte als Journalist nie über die Grenzen des gerade Erlaubten hinwegschreiben. Ihm reichte es, seine Artikel im Rahmen des politischen Möglichen zu halten. „Was nutzt es den Lesern, wenn ich im Gefängnis sitze und meine Zeitung nicht erscheinen darf“, sagt er ganz pragmatisch.

Kabral Blay-Amihere gehört zur geistigen Elite Ghanas: Nach seinem Studium an der Universität von Ghana in Accra-Legon ging er an die London School of Economics und nach Harvard und arbeitete mit einem Stipendium ausgestattet ein Jahr als Journalist in Paris. Schon auf der Universität in Accra sammelte er erste Erfahrungen als Funktionär, einer Tätigkeit, die heute den größten Teil seiner Zeit beansprucht. Kabral war zunächst Präsident der National Union of Ghana Students, später Generalsekretär und auch Präsident des ghanaischen Journalistenverbandes (GJA) und ist heute sowohl Präsident des Westafrikanischen Journalistenverbandes (WAJA) wie auch Exekutivmitglied der Commonwealth Journalist Association. Zwischendurch war er noch von 1984 bis 1986 Chefredakteur

der ersten unabhängigen Tageszeitung „Free Press“ und leitete das Ghana Institute of Journalism, eine von drei Ausbildungsstätten für Journalisten. Eine ghanaische Erfolgsgeschichte.

Kabral's Paß ist fast voll mit Einreisestempeln und Visa aus aller Herren Länder. Und es ist nicht sein erster. Neben einem guten Dutzend afrikanischer Staaten tauchen beim Durchblättern auch Stempel aus den vier anderen Kontinenten auf. Kabral ist ein Globetrotter in Sachen Journalismus und hat ständig irgendein Flugticket in der Tasche. Nachdem er die GJA zu einem der wichtigsten Ansprechpartner für internationale Entwicklungshilfe-Organisationen wie die Friedrich-Ebert-Stiftung gemacht hat, versucht er gleiches nun mit der wesentlich weniger gut organisierten WAJA. Wenn er in Accra ist, hetzt Kabral von Seminar zu Seminar oder läßt sich auf allerlei Empfängen blicken. Darunter leidet seine Journalistenkarriere erheblich. Zwar bringt er aus aller Welt Geschichten für den Independent mit und schneit regelmäßig in die Redaktion, setzt sich an einen der Computer und schreibt einen Leitartikel nach dem anderen, doch ist ihm die Anbindung an sein Blatt verlorengegangen. Seine Geschichten hängen immer öfter in der Luft, beziehen sich auf nichts, was im Independent gestanden hat und - schlimmer noch - betreffen Verbandspolitik, die außer einem kleinen, eingeweihten Kreis wohl keinen der Leser interessieren.

Als Herausgeber ist Kabral zwar aufgrund seines Zeitmangels wenig aktiv, dafür aber jedesmal um so kompromißloser. Schafft er es, rechtzeitig zur Redaktionskonferenz zu kommen, so ist er es, der spricht. Im Stile des Journalistenschuldirektors erklärt er seinen Redakteuren dann, was ihm nicht gefällt und wie sie es künftig machen sollen. Kaum jemand wagt es, ihm zu widersprechen, schließlich ist er ja die journalistische Autorität Ghanas. Wie auch in der ghanaischen Gesellschaft sind hier die Hierarchien ausgeprägt und werden voll genutzt: Der Herausgeber entscheidet autoritär und niemand widerspricht. Kommt Kabral nicht zur Blattkritik-Konferenz, so kommt es eher zu ernsthaften Diskussionen. Unter halbwegs Gleichgestellten macht sich die ghanaische Tendenz, Dinge ausdiskutieren, bemerkbar. Dieses ausdauernde Palaver verhindert Konflikte, führt aber nicht unbedingt zu funktionsfähigen Lösungen, zumal wenn in der nächsten Woche der Herausgeber sowieso eine andere Entscheidung trifft. Doch nicht nur bei Konferenzen fällt Kabral oft aus: Auch seine angekündigten Leitartikel und Kolumnen, die einen Großteil der Zeitung ausmachen und die politische Richtung vorgeben, kommen erst in letzter Minute. Der Zeitplan des WAJA-Präsidenten ist eng und in Afrika sind Reisezeiten schwer planbar. In solchen Fällen erschienen dann manchmal sogar mehr oder weniger leere Seiten mit platten Entschuldigungen: „Heute machen wir mal Pause . . .“

Die Redakteure des Independent sind nicht glücklich mit ihrer Situation. Sie sehen, wie die Zeitung langsam den Anschluß in der sich rasant wandelnden Medienlandschaft Ghanas verliert. Private Radio- und Fernsehprogramme, die dazu noch sehr professionell sind, machen einer Wochenzeitung überall auf der Welt das Leben schwer. Schon sehen sich

die ersten der durchweg noch sehr jungen Redakteure nach beruflichen Alternativen um. Sie haben Angst, mit dem Independent Schiffbruch zu erleiden. Dessen ungeachtet widmet sich Kabral **Blay-Amihere** einer neuen Leidenschaft, der Religion. Als Anhänger der Word Miracle Church, einer sogenannten „Charismatic Church“, glaubt er neben Gott auch noch an Wunderheilungen und den Zusammenhang von gottgefälligem Verhalten und wirtschaftlichem Erfolg. Die Kirche ist erst vor 13 Jahren gegründet worden, unterhält aber bereits 70 Gemeinden in aller Welt. Daß dabei auch der wirtschaftliche Erfolg des selbsternannten Bischofs mit im Vordergrund steht, stört Kabral wenig. In seiner Zeitung zählte er ihn ebenfalls zu den 100 bedeutendsten Ghanaern für das nächste Jahrtausend. Kein Wunder.

Der Flüchtling

Bunmi Aborisade hat es in Ghana zum stellvertretenden Chefredakteur des Independent gebracht. Eine steile Karriere für einen, der vor etwa zwei Jahren bei Nacht und Nebel über verschlungene Buschpfade aus Nigeria flüchten mußte und dann in Ghana Asyl suchte. Aber gar nicht untypisch. Journalisten aus fast allen Krisenregionen Westafrikas sind nach Ghana geflüchtet. Die meisten von ihnen stammen aus den englischsprachigen Ländern Liberia, Sierra Leone und Nigeria, und ihre Geschichten ähneln sich. Fast alle waren - wie Bunmi Aborisade - mehrfach für kritische Artikel im Gefängnis, wurden massiv wegen ihrer kritischen Haltung zum jeweiligen Machthaber bedroht oder flohen schlichtweg vor einem Bürgerkrieg. Aborisade saß drei Mal im Gefängnis, wobei er die ersten beiden Verhaftungen als normales Berufsrisiko in seinem Land betrachtet, weil es „nur wegen zu regierungskritischer Artikel“ war. Beim dritten Mal lautete der Vorwurf jedoch Spionage und es wurde sogar eine angebliche Verbindung zu einem Bombenanschlag konstruiert. Mehrere Wochen saß er in einem der berüchtigtsten nigerianischen Gefängnisse ein, ohne daß Kollegen und Angehörige wußten, wo er war. Er wurde geschlagen und bekam tagelang nichts zu essen. Nach seiner für ihn überraschenden Entlassung - ein Verfahren wurde nie eröffnet - floh er. „In Nigeria will die Regierung alle kritischen Journalisten zur Strecke bringen“, erzählt er. „Zur Zeit sitzen vier Journalisten wegen Verschwörung und Putschversuch im Knast. Ich frage mich aber: Wie wollen Journalisten denn überhaupt putschen?“

Aborisade sieht seine Arbeit in Ghana als Fortsetzung seines Wirkens in Nigeria. Da es für politische Flüchtlinge in Ghana zwar Asyl gibt, der Staat jedoch keinerlei Unterstützung zahlen kann, müssen sie für ihren Lebensunterhalt selber sorgen oder sich auf die Hilfslieferungen der UN verlassen. „Glücklicherweise können Journalisten überall arbeiten“, erzählt er. „Zwar mußte ich mich hier erst zurechtfinden, doch inzwischen kenne ich Ghana gut genug, um über seine Probleme zu berichten.“ Und so schreibt er jede Woche seine Kolumne über zwischenmenschliche Probleme, berichtet über Kulturelles und redigiert die Artikel anderer Kollegen. Nur selten wagt er

sich an politische Themen: „Die Regierung hier ist nicht glücklich, wenn ich über Politik schreibe. Sie haben mich schon mehrmals einbestellt und gewarnt, ich könne meinen Status als politischer Flüchtling verlieren, wenn ich weitermache.“ Auch die publizistischen Möglichkeiten in Ghana haben ihre Grenzen. Das Verhältnis zu Nigeria ist spannungsgeladen: Einerseits beherbergt man eine Vielzahl nigerianischer politischer Flüchtlinge und Oppositioneller, andererseits ist Nigeria die regionale Supermacht und bestimmt große Teile der Außenpolitik des anglophonen Westafrikas. Die Politik von ECOWAS, der Wirtschaftsgemeinschaft Westafrikanischer Staaten, wird größtenteils in Lagos gemacht. Und die hat oft auch eine militärische Komponente, wie die militärischen Interventionen in Liberia und Sierra Leone gezeigt haben. Grund genug also für ein relativ schwaches Land wie Ghana, vorsichtig zu sein.

Von den Kollegen hingegen fühlt sich Bunmi Aborisade voll akzeptiert: „Sie behandeln mich wie einen von ihnen. Ich fühle mich hier nicht wie ein Fremder.“ Allerdings war er enttäuscht, als er nach seiner Flucht zum ersten Mal die ghanaischen Zeitungen in die Hand nahm. „Früher, zu Zeiten Kwame Nkrumahs, wurden viele nigerianische Journalisten in Ghana ausgebildet, weil es hier so gute Zeitungen gab“, erzählt er. „Ich dachte, sie wären moderner, aber sie haben viel von ihrer Qualität verloren.“ Den Grund dafür sieht er in der Eigentümerstruktur der privaten Blätter. Viele wurden mit wenig Geld von Journalisten gegründet. Ihnen fehlten oft die finanziellen Mittel, so klagt Aborisade, für eine gute technische Ausstattung, die man zum Arbeiten brauche. Im Journalismus wie bei der Demokratisierung stehe Ghana wieder am Anfang eines langen Weges. Es sei wichtig, ihn diesmal zu Ende zu gehen.

Die Journalistin

Isabella Gyau steht als Frau in der ghanaischen Medienlandschaft ziemlich allein da. Gerade bei den privaten Zeitungen, die sich selber gerne als Vorreiter einer freien und modernen Gesellschaft sehen, sind Journalistinnen Mangelware. Außer ein paar Praktikantinnen von den Journalistenschulen und den Sekretärinnen ist sie die einzige Frau in der Redaktion des *Independent*. Und ihres Wissens gibt es auch bei den anderen privaten Blättern keine. „Viele Frauen haben es bei den privaten Medien versucht, doch es ist sehr schwer sich durchzusetzen“, erklärt Isabella Gyau die Situation. „Es ist eine sehr große Herausforderung, denn niemand hilft einem und man muß sich gegen viele Vorurteile durchsetzen. Man verdient kaum Geld und muß von Lob und Versprechungen leben. Manchmal bin ich stolz darauf, daß ich etwas geschafft habe, bei dem andere versagt haben.“

Die 26jährige hat während ihres Journalistikstudiums bei Praktika viele ghanaische Medienhäuser kennengelernt. Nach ihrem Abschluß gab es für Gyau zum *Independent* keine Alternative. „Nur hier habe ich mich wie eine Journalistin gefühlt“, sagt sie. Dafür nimmt sie auch die schlechte Bezah-

lung in Kauf. Sie kann sich keine eigene Wohnung leisten und lebt daher noch bei ihrer Familie, die sie mit durchfüttert. Und an eine Heirat ist sowieso nicht zu denken, denn selbst wenn ihr Mann genauso viel verdienen würde wie sie, wäre eine eigene Wohnung immer noch zu teuer. Der größte Teil ihres Einkommens geht für jüngere Geschwister drauf, deren Ausbildung sie finanziert. Das ist in vielen ghanaischen Familien, besonders außerhalb der großen Städte üblich, denn bei Selbstversorgern ist Bargeld notorisch knapp. Das bedeutet aber auch, daß die älteren Geschwister meist nicht ausziehen können, bevor die jüngsten aus dem größten raus sind. Und bei den ghanaischen Großfamilien können da schnell zehn Jahre zwischen den jüngsten und ältesten Geschwistern liegen. Aber das ist eben so.

Es ist etwas besonderes, daß Isabella Gyau es so weit gebracht hat. Trotz formeller Gleichberechtigung, gutgemeinter Aufklärungsarbeit durch zahlreiche Entwicklungshilfeorganisationen und einiger Reden des Präsidenten, in denen er sich für die Gleichstellung der Frauen in der Gesellschaft ausspricht: Ghana ist noch immer eine Männergesellschaft. Nur wenige Frauen sitzen im Parlament und noch weniger haben es zu Führungspositionen in der Wirtschaft gebracht. Im Medienbereich sind es vor allen Dingen die neuen privaten Radio- und Fernsehstationen, die Frauen eine Chance geben. Zeitungen sind da eher träge. Gyau hält auch nichts von einer bevorzugten Behandlung von Frauen. Sie fürchtet, daß die Männer dann denken könnten, jede Frau sei ihnen eigentlich unterlegen und bekomme ihren Posten nicht wegen ihrer Fähigkeiten, sondern weil sie eben eine Frau sei. Und das will sie nicht: „Ich war immer die Klassenbeste. Ich will nicht, daß Männer denken ich wäre nicht so schlau wie sie. Frauen sind eben anders als Männer, aber nicht schlechter. Möglichst viele Frauen sollten studieren und sich im Beruf durchsetzen.“

Doch das wird nicht nur durch Vorurteile erschwert. Viele Journalistinnen bringen ihre Überzeugung zum Thema Frau auch durch Taten zum Ausdruck: Ein Nachmittag im Computerraum des Independent. Drei Typistinnen tippen die von den Redakteuren handschriftlich verfaßten Manuskripte ab. Mehrere von ihnen hängen gelangweilt herum, denn der Computerraum hat eine funktionierende Klimaanlage und draußen ist es unerträglich heiß. „Sag mal, bist du eigentlich noch Jungfrau?“ Plötzlich steht die Frage im Raum. Das Tippen hört auf und eine der Frauen am Computer guckt verlegen von einem zum anderen. „Na sag schon: Jungfrau?“ fällt ein anderer Redakteur ein. Keine Antwort. Die Männer suchen ein neues Opfer. „Und was ist mit dir, Isabella?“ fragt einer. „Das geht dich gar nichts an“, sagt sie ruhig. „Na klar ist die noch Jungfrau“, ruft ein anderer, „die ist doch so christlich. Los sag schon, wir wollen es jetzt wissen.“ Nun reicht es Isabella Gyau. „Ich brauche euch gar nichts zu sagen“, schimpft sie und geht Richtung Tür. Einer der Redakteure baut sich davor auf und stößt sie zurück. „Dann müssen wir eben selber nachsehen“, ruft er und macht Anstalten sie festzuhalten. Isabella Gyau stemmt die Arme in die Hüften, fixiert den Mann vor sich und schaut sich dann lang-

sam im Raum um: Vor ihr steht ein fast zwei Köpfe größerer Mann, der seine Kollegen auffordernd angrinst. Die anderen Frauen gucken verschämt auf ihre Bildschirme. Der weiße Praktikant ist noch weißer geworden, denn ihm ist gerade bewußt geworden, daß er spätestens jetzt etwas tun muß. Doch die Kollegen sind verunsichert, wollen wohl nicht mehr und bleiben sitzen. „Laß mich durch die Tür“, faucht Isabella Gyau ihren Gegenüber an und auch den verläßt sichtlich der Mut. Er geht zur Seite.

Am nächsten Tag frage ich Isabella, ob so etwas öfter passiert. „Ach“, lacht sie, „sexuelle Belästigung gehört zum täglichen Leben.“ Dann sprudelt es aus ihr heraus und ich habe den Eindruck, sie ist froh, einmal Dampf abzulassen: „Das passiert in jedem Büro, besonders bei Frauen die schlank sind. Ghanaische Männer denken dann, die taugen sowieso nur zur Geliebten, aber nicht zum Heiraten. Man wird ständig angefaßt, am Bein, am Po oder an der Brust. Einmal habe ich einem Kollegen ins Gesicht gespuckt, weil er mich festgehalten hat und mir einen Zungenkuß geben wollte. Damals dachte ich noch, nur mir würde so etwas passieren. Aber dann kam ich eines Tages in ein Büro bei einer anderen Zeitung. Eine Sekretärin telefonierte gerade und drei Kollegen hatten ihre Hände überall auf ihrem Körper. Es sah so dumm aus, ich konnte nur lachen.“ Mehrfach hat sich Isabella Gyau schon über Anmache und Handgreiflichkeiten ihrer Kollegen beim Herausgeber beschwert. Genützt hat es aber nichts: „Er hat die Männer so ermahnt, daß am Ende alle gelacht haben. Erst wenn man verheiratet ist, wird man stärker respektiert.“ Für viele Ghanaerinnen bedeutet die Heirat allerdings auch gleichzeitig das Ausscheiden aus dem Berufsleben. Kaum jemand bekommt Beruf, Kinder und Haushalt unter einen Hut und noch unwahrscheinlicher ist es, daß ein ghanaischer Mann auf seine Karriere verzichtet und statt der Frau zuhause bleibt oder wenigstens die halbe Arbeit übernimmt. Auf den hofft Isabella Gyau aber noch, denn für sie steht fest: „Ich werde auch nach einer Heirat und mit Kindern weiterarbeiten. Ich liebe das Schreiben.“

Der Freelancer

Kwaku Addo Sakyi-Addo sieht man seine 39 Jahre nicht an. Man sieht ihm auch nicht an, daß er als Journalist in einem westafrikanischen Entwicklungsland lebt und arbeitet: Dunkler Anzug, Seidenkrawatte, Designerbrille, Mobiltelefon, Laptop-Computer und neues Auto. Klare Zeichen des wirtschaftlichen Erfolges, die man bei den notorisch schlecht verdienenden Journalisten Ghanas bisher nicht gesehen hatte. Erst recht nicht bei den Freien. Auch mancher Verleger kann sich das nicht leisten. Aber Kwaku Addo ist freier Journalist. Im Zuge der Liberalisierung der ghanaischen Medienlandschaft hat er sich selbständig gemacht und ist zu einem der beliebtesten und bekanntesten Moderatoren seines Landes und zu einem auch international gefragten Korrespondenten geworden. Neben seiner wöchentlichen Radio-Talkshow „frontpage“ auf dem Privatsender Joy FM

ist Addo der Ghanakorrespondent des BBC-Hörfunks, des amerikanischen Nachrichtensenders CNN und der ~~Wirtschafts-Nachrichtenagentur~~ Bridge-News. Nach drei Jahren Selbständigkeit denkt er inzwischen daran, noch jemanden einzustellen, weil er die Arbeit alleine nicht mehr schafft.

Kwaku Addo's „frontpage“ ist die wohl wichtigste politische Radio-sendung der Woche. Wenn er sich freitags morgens um 8.05 Uhr am Mikrofon meldet, kann er sicher sein, rund eine Million Zuhörer in den größten Städten Ghanas zu haben. Zu Wahlkampfzeiten haben sogar schon mal bis zu zwei Millionen Menschen das einstündige Wortprogramm eingeschaltet, bei dem Addo Prominente und weniger Prominente zu aktuellen Themen befragt. Seine Sendung gehört in politischen Kreisen zum Pflichtprogramm. Politiker rufen teilweise noch in der laufenden Sendung an, um live zu den Vorwürfen Stellung zu nehmen. Addo sieht das ganz gelassen und unterbricht die gestelzten Regierungsstatements gerne mit bohrenden Fragen. Im Oktober 1997 bekam das auch der Regierungssprecher zu spüren, als er in der Sendung „Rumble in Africa“ zu den vielen Militärputschen der letzten Jahre am Hörertelefon seinen Kommentar abgeben wollte. Auf die Frage, wieso die Regierung denn die Vorgänge im Kongo noch nicht verurteilt habe, konnte er dann aber nur mit einem kargen „kein Kommentar“ antworten. Auch Nachfragen brachten nicht mehr. Ein Politiker hatte sich selbst entlarvt. Übermäßigen Respekt vor politischen Größen kennt Kwaku Addo nicht. Trotzdem kommen regelmäßig Spitzenpolitiker in seine Sendung. „Die Leute kommen, weil ich versuche fair zu sein“, erklärt Addo seinen Erfolg.

Seine Beliebtheit bedeutet für Addo Sicherheit. Angst vor der Obrigkeit hat er nicht: „Ich fühle mich völlig unbeeinflusst als Journalist zu arbeiten. Bis auf ein paar Gesetze genießen wir eigentlich genug Freiheit in Ghana.“ Doch für diese Gesetze zeigt er sogar ein wenig Verständnis: „Der Staat glaubt, er müsse ein paar drakonische Gesetze haben, um die Presse in Schach zu halten. Viele Journalisten verhalten sich aber auch unverantwortlich. Sie schreiben nur noch Kommentare und völlig unethische Geschichten. In letzter Zeit gibt es jedoch kleine Schritte auf beiden Seiten.“ Und auch sein Sender Joy FM läßt ihm alle Freiheiten. Als erster Privatsender, gegründet angeblich mit Unterstützung von Medienmogul Rupert Murdoch, ist er nur an Einschaltquoten interessiert. Das gleiche gilt auch für die anderen fünf Privatsender Ghanas. In den Städten beherrschen sie inzwischen den Äther. Vom staatlichen Radioprogramm ist kaum noch etwas zu hören - und das nach nur wenigen Jahren Privatfunk.

Aber auch beim Fernsehen tut sich was: So haben Ende 1997 mit TV3 und Metro TV die ersten beiden privaten Fernsehsender den Betrieb aufgenommen. Sie senden überwiegend Unterhaltungsprogramme, um auf dem schmalen ghanaischen Werbemarkt und bei der Konkurrenz durch den südafrikanischen ~~Pay-TV-Satellitenanbieters~~ Multichoice überhaupt ein Auskommen zu finden. Beim Staatsfernsehen GTV hat sich ebenfalls etwas verändert: Dort werden inzwischen ganze Sendeplätze an private Produktionsfirmen verkauft, die darauf ihr eigenes Programm senden kön-

nen. Einer der ersten Kunden: Kwaku Addo. Zusammen mit Mitarbeitern von CNN hat er sich die Primetime am Samstagabend um 20.30 Uhr gesichert. Dort läuft seit Dezember 1997 die Sendung „Kwaku one on one“. Addo stellt darin 30 Minuten lang einen prominenten Afrikaner vor und befragt ihn zu aktuellen Problemen des Kontinents. Die Sendung soll in der Regel live ausgestrahlt werden. „Nur wenn wir für das Gespräch in ein anderes Land reisen, zeichnen wir aus technischen Gründen auf,“ schränkt Addo ein. Und die Gäste sollen international sein: In der ersten Folge traf er auf die südafrikanische Literaturnobelpreisträgerin Nadine Gordimer. „Unser Budget erlaubt uns auch, Reisen zu unternehmen. Wir wollen zum Beispiel Charles Taylor, den ehemaligen Rebellenchef und gerade gewählten Präsidenten Liberias interviewen“, berichtet Addo. Das macht die Reihe auch für andere Fernsehstationen interessant: Kenia und Namibia werden ausgewählte Folgen ausstrahlen, und Sender in Südafrika und sogar ein Spartenprogramm in den Vereinigten Staaten haben Interesse angemeldet. Kwaku Addo hofft, mit seiner Talkshow eines der ersten panafrikanischen Fernsehformate entwickelt zu haben und damit nicht zuletzt auch die Identität Schwarzafrikas zu stärken.